

Offizielles Organ des Nordamerikanischen Sängerbundes.

Jahrgang 13. St. Louis, Mo., September 1914. Nummer 9

Bist Du noch deutsch?

Es zischt und gährt an allen Ecken,
Als wär' die ganze Hölle los —
Und jeder Tag bringt neue Schrecken,
Die Feinde brüsten sich so groß,
Längst war es ja beschloss'ne Sache:
„Das deutsche Reich soll untergehen!"
Wie jubelt schon das Heer der Rache,
Als sollten wir um Gnade fleh'n.

Verlogen ist die ganze Bande,
Verlogen, bis in Mark und Bein;
Gift streut man aus, in jedem Lande,
Als sollt' die Welt ein Pesthaus sein.
Frech schürt der Ruß' und der Franzose,
Schon wartet England auf den Brei
Italien, ohne Schuh und Hose
Läßt sich zum Judasmahl herbei.

Schon theilen sie die blut'ge Beute,
Wie lockt ein solcher selt'ner Fraß!
Doch wartet nur, Ihr Jägersleute,
Ihr beißt wohl selber bald in's Gras!
So teuflisch habt Ihr Euch verschworen,
Selbst Satan schreckte da zurück —
Bald pfeift ein Sturm Euch um die Ohren,
Ihr brecht Euch selber das Genick.

Der deutsche Bürger wollte Frieden!
Ihr gönnt ihm nicht die frische Luft;
Wie manchen Streit hat er gemieden,
Nun grabt Ihr ihm die tiefe Gruft.
O wartet, bis die Berge zittern,
Die Flammensäulen lodern auf!
Wenn erst in wilden Kriegsgewittern
Die deutschen Völker zieh'n zu Hauf.

Der alte Blücher läßt sich hören,
Weh', wer die Heldengeister reizt!
Mag sich die ganze Welt verschwören,
Paßt auf, wenn sich der Adler spreizt!
Ein Volk steht auf im heil'gen Zorne,
Germanenvolk heißt Heldenblut;
Der Wächter ruft mit seinem Horne,
Wild rauscht von fern die Todesfluth.

Ihr selber habt es ja verschuldet,
Wenn Deutschland sich im Sturm erhebt;
Lang hat es Euren Haß geduldet,
Oft hat die starke Faust gebebt!
Ihr sollt den deutschen Rhein nicht haben,
Ein zweites „Sedan" wird's wohl sein;
Manch stolzes Heer liegt dort begraben
Und manches Blut floß um den Rhein!

Du aber, sollst dich jetzt entscheiden,
Du deutsches Volk im fernen Land;
Willst du dich deines Ruhm's entkleiden,
Heut, heb' zum Schwur die treue Hand!
O schäm' dich nicht, dich deutsch zu nennen,
Sonst bist du keiner Ehre werth!
Vor aller Welt sollst du's bekennen,
Daß deutsche Treue ewig währt.

Vereinigt Euch, Ihr deutsche Brüder,
Einmal muß deutsch gesprochen sein;
Jetzt ist es Zeit, duckt Euch nicht nieder,
Für Deutschlands Ehre tretet ein!
Erlaubt es nicht, wenn sie uns schmähen
Die Krämerseelen, da und dort;
Sie sollen unsre Farben sehen
Und hören unser deutsches Wort.

Erstes Sängerfest des Gross=Pacific=Sängerbundes.

Am 29., 30., 31. Juli und 1. August 1915 in Los Angeles, Cal.

Ein Schreiben aus Los Angeles, Cal.,
den 3. August 1914.

Herrn Charles G. Schmidt,
Präsident des Nordamerikanischen Sängerbundes, Cincinnati, Ohio.

Sehr geehrter Herr Sangesbruder!

Bezugnehmend auf die bei Gelegenheit Ihrer Los Angeles-Visite gehabten Unterredung erlaubt sich hiermit die ergebenst unterzeichnete Fest-Behörde Ihnen und durch Sie dem

Nordamerikanischen Sängerbund

die offiziellen Einladungs-Urkunden zu dem

Ersten Sängerfest des Groß-Pacific-Sängerbundes,

das in den Tagen vom 29. Juli bis 1. August 1915 in Los Angeles abgehalten wird, zuzusenden.

Die Gelegenheit der beiden Welt-Ausstellungen in San Francisco und San Diego wahrnehmend, welche doch viele deutsche Sänger nach dem „Goldenen Staate" locken werden, beschloß die Festbehörde über den Rahmen eines Bundessängerfestes hinauszugehen und an die Sänger des deutschen Liedes der ganzen Welt die Einladung ergehen zu lassen, mit uns am westlichen Ende unseres Kontinentes das deutsche Lied verherrlichen zu helfen.

Wir sind uns der großen Schwierigkeiten, dem Opfer an Zeit und Geld wohl bewußt, die die Sänger Ihres Bundes bringen müssen, um unser Fest zu besuchen, werden auch versuchen uns dementsprechend dankbar zu erzeigen für die gebrachten Opfer.

Die Festbehörde erlaubt sich, Ihnen hierbei die verschiedenen Punkte zu unterbreiten, auf die unsere Einladung basiert ist:

1. Alle Sänger, auch die nicht zum Groß-Pacific-Sängerbund gehörenden, welche die sämmtlichen Massenproben und Konzerte mitmachen, sind zu den Verpflegungs-Spesen von $1.50 pro Tag für vier Tage berechtigt.

2. Auch Einzel-Sänger, die fähig sind und die obigen Proben und Konzerte mitmachen, sind zu den Festabzeichen und Verpflegungsgeld berechtigt; müssen aber Mitglieder eines zu einem Sängerbunde gehörigen Vereines sein und ihre Mitgliedskarte vorweisen können.

3. Die für nicht zum Groß-Pacific-Sängerbunde gehörigen Vereine und Städte-Vereinigungen ausgesetzten Preise sind wie folgt:

Erster Preis	$500.00	Baar.
Zweiter „	$250.00	„
Dritter „	$150.00	„

Sich am Preissingen betheiligende Vereine und Städte-Vereinigungen müssen mindestens 35 (fünfunddreißig Mann stark sein und muß ihre Anmeldung bis zum 1. April 1915 erfolgt sein. Jeder am Preissingen sich betheiligenden Vereinigung, gleichviel ob dieselbe einen Preis gewinnt oder nicht, wird ein Ehren-Diplom eingehändigt.

4. Vereine, die mit ihren Fahnen das Fest besuchen, erhalten Souvenir-Fahnenschleife.

5. Auswärtige Vereine müssen sich bis zum 1. April 1915 angemeldet haben; einzelne Sänger sind zu irgend einer Zeit willkommen, wenn sie die obigen Bedingungen erfüllen.

6. Anmelde-Gebühren sind nicht zu entrichten.

7. Einzel-Vereine oder Städte-Vereinigungen von mindestens 35 Mann Stärke können sich zu Einzel-Vorträgen in der Matinee anmelden; solche Anmeldungen müssen jedoch wegen Aufstellung des Programms bis zum ersten April 1915 in den Händen der Festbehörde sein.

8. Beiliegend ein Verzeichniß der Massenchor-Lieder.

9. Sängerfest-Liederbücher sind zum Kostenpreis von $1.40 das Quartett (vier Bücher) und $1.25 pro Satz Partituren von der Fest-Behörde zu erhalten und können nach dem 15. August 1914 versandt werden.

10. Die von der Sängerfest-Behörde erlassenen Kunst-Einladungs-Urkunden werden an sämmtliche zu Ihrem Bunde gehörigen Vereine am 1. September abgeschickt.

11. Den besuchenden Sängern und ihren Damen wird durch Automobil- und Elektrische Car-Fahrten die wunderbare Umgebung und grandiose Scenerie Süd-Californiens vom Meere bis zu den 15,000 Fuß sich erhebenden Berge zugänglich gemacht.

Die ergebenst unterzeichnete Festbehörde richtet nun an Sie, geehrter Herr Präsident die Bitte: In Anbetracht der Thatsache, das Ihr Bund kein Sängerfest bis zum Jahre 1917 hat und daß doch viele Sänger die Weltausstellung besuchen werden, an die sämmtlichen Vereine Ihres Bundes ein Zirkularschreiben ergehen zu lassen und dieselben zur Betheiligung am „Ersten Sängerfeste des Groß-Pacific Sängerbundes" zu veranlassen.

Die Sänger von Los Angeles sind sich „einig" und arbeiten mit bewunderungswerthem Eifer an dem Gelingen des Festes; das gesammte Deutschthum der Feststadt steht bei seinen Sängern. Die Stadt Los Angeles selbst hat das Sängerfest an die Spitze der über 200 im Jahre 1915 hier stattfindenden Ereignisse gesetzt und dementsprechend mit einer Summe von $25,000 00 unterstützt; ein Fond von $700,000.00 soll durch eine Spezialsteuer aufgebracht und die schon an und für sich wunderschöne Stadt soll mit einem Kostenaufwande von $200,000.00 noch prächtiger und festlicher geschmückt werden. Es wird viel von Los Angeles erwartet, aber dieselbe wird **mehr** geben als erwartet wird und die althergebrachte und wohlbekannte südcalifornische Gastfreundschaft, die zum Beispiel jetzt wieder Los Angeles die große Elks-Convention im nächsten Jahre ohne deren Ansuchen präsentiert hat, wird zum ersten Male auch den deutschen Sängern erwiesen werden.

Männer, wie Carl Richter, langjähriger Präsident des Sängerbundes des Nordwestens und Emil Lesser, seit Jahren am Exekutiv-Comite Ihres Bundes, arbeiten mit uns für das Gelingen des Festes, bringen uns ihre Erfahrung und setzen ihren Ruf ein, daß das Fest ein großes echt deutsches Sängerfest wird.

Dürfen wir hoffen, geehrter Herr Präsident, daß Sie die herzliche Einladung der Sänger der Pacifischen Küste ihren Sängerbrüdern im Osten mit einigen freundlichen Worten von Ihnen übergeben?

In der Hoffnung, daß Sie unsere Bitte gewähren werden und Ihnen

Ein fröhliches Wiedersehen in 1915

zurufend zeichnen mit Sängergruß

Im Namen der Festbehörde des ersten Sängerfestes des Groß-Pacific Sängerbundes

Chas. F. L. Richter, Festpräsident.
S. C. Hagen, Fest-Sekretär.

Einem neuen Tenor

ist man am Starnberger See auf die Spur gekommen. Die Gäste eines Strandlokols vernahmen abends plötzlich von den Uferanlagen her einen kräftigen, hohen und ganz wundervollen Tenor, der augenblicklich eine Schaar Münchner Bühnenkünstler in Aufregung brachte. Man eilt hinaus und sucht; man findet einen jungen Menschen in beschmutztem Arbeitskittel. Freundliche Einladung — nein, er geht nicht mit. Aber man würde ihn ja bezahlen! Nein, nein. Man bietet bis 50 Mark hinauf; nein, er geht nicht. „Wann i singa mag, sing' i für mi alloa!" Sprach's und ging zu den Kameraden in den „Tutzingerhof" und sang bis Mitternacht. Der Tenor, in dessen Stimme nach Aussage derer, die ihn hörten, „viel Großes" liegen soll, ist also vorläufig noch unentdeckt geblieben. Nur so viel hat man von dem zukünftigen „Lohengrin" erfahren, daß er Bahntaglöhner in Starnberg ist, gegenwärtig 23 Lenze zählt und mit Vornamen „der Lenzl" heißt.



Noth macht erfinderisch.

Zwei lustige Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1870--71.
Von Karl Tanera.

Dieses fortwährende Herummarschieren durch die Beauce und Perche war ja recht interessant; aber, aber! Mein guter Freund, der Oberleutnant Schmeckenbecher hatte sich ein paar nach Sohlenart zugeschnittene Brettchen an die Stiefel gebunden und marschierte so lustig mit; manche Leute befestigten die alles eher als eleganten und bequemen französischen Holzschuhe (Sabots) mit Stricken an ihre Füße, und einzelne wickelten ihr Pedal einfach in Stroh, um doch nicht geradezu barfuß durch Schnee und Eis patschen zu müssen. Dies kennzeichnet besser als jede andere Schilderung unserer Lage. Unsere große Bagage mit den Offiziersgepäckwagen stand franktireursicher bei Longjumeau; wir aber trieben uns im Süden herum und konnten nur sehnsüchtig an die schönen Reservesachen in den Koffern und Vorrathswagen denken; von einem Bekommen war keine Rede.

Meine Stiefel sahen noch ganz stolz aus, ich saß ja auf dem Pferde. Da ich aber als Zugsleutnant ausmarschiert und erst Anfang Oktober zum Ordonanzoffizier ernannt worden war, so hatte ich keine andere Wahl, als fußmarschmäßig, das heißt ohne Lederbesatz an der Hose, mich in den Sattel zu setzen, und da, wo Roß und Reiter sich am nächsten sind, da fing jetzt der Jammer an.

Alles flotte Zusammennähen durch meinen Burschen half nicht mehr. Bald theilte vielmehr die Wäsche das Schicksal der Oberkleider und wurde licht und lichter wie diese. Da machte ich in Mondoubleau, es war am 26. November, einen Fund, an den ich noch heute mit Genugthuung zurückdenke. Ich kam todtmüde in ein verhältnißmäßig gutes Quartier, nämlich in ein verlassenes, nur von einem alten Diener gehütetes Haus. Dort hatte mein treuer Knappe mir das Zimmer einer Dame erobert, und bald schlief ich famos in einem recht guten Bett. Auszukleiden wagte ich mich wie schon seit Wochen, auch heute nicht, da jede Minute Meldungen von den Vorposten einlaufen konnten, welche sofortige Thätigkeit nothwendig gemacht hätten. Die Nacht war aber ruhig. Am Morgen entdeckte ich etwas, das mein Herz mit großer Freude erfüllte. Es war ein Schrank voll der schönsten, weißen Wäsche — freilich nur Damenwäsche. Alle möglichen Stücke betrachtete ich, ob sie nicht als Ersatz für meine Unterbeinkleider dienen könnten, aber die besondere Bauart der gefundenen Objekte machte alle Hoffnungen zunichte. Da entdeckte ich wunderschöne, endlos lange Hemden. Dies war zu verlockend. Mein halb zerfetztes Fähnchen wurde schnell ausgezogen, und dafür hüllte ich mich in die weiten Falten eines dieser Findlinge. Das Messer half unten trennend etwas nach, und das Experiment gelang famos; ich steckte bald bis zu den Reitstiefeln hinab warm in schneeigem Linnen. Nur die Aermel befriedigten mich nicht. Sie hörten gleich an der Schulter auf, und an den Ellenbogen und Unterarmen hatte es mich, der dies nicht gewohnt war, von da an recht unangenehm gefroren. Da auch mein Bursche seine Toilette in gleicher Weise vervollständigte, so waren wir beide, Herr und Diener, von nun an sozusagen „fein raus".

In aller Frühe mußten wir weiter gehen. Die Brigade hatte in der Gegend von Choue in Bereitschaftsstellung zu warten, bis die Verhältnisse über den bei Vendome gemeldeten Feind besser aufgeklärt wären. Ich empfand furchtbaren Hunger, denn mein Frühstück waren nur einige Stückchen Zucker und ein tüchtiger Schluck Schnaps gewesen. Nach etwa zweistündigem Herumreiten und Befehlüberbringen konnte ich von meinem Braunen heruntersteigen und mich bei den Jägern anpürschen, um nach etwas Genießbarem zu spähen.

„Komm nur her. In etwa fünf Minuten gibt's einen gebratenen Gockel; er ist aus Cormenon mitgelaufen, und Baumgärtner, unser mit den Küchengeheimnissen ziemlich vertrauter Kamerad, läßt ihn auf neue Art braten."

„Wie wollt ihr denn auf freiem Feld einen Gockel braten?"

„Das ist Baumgärtners Sache. Er hat's versprochen und wird's schon machen. Wir haben Champagner." — — „Bravo. Dies wird ein Wort. Laßt einmal sehen."

Es waren gute Züge, die ich da direkt aus der Flasche thun konnte. Nun zeigte sich auch

Leutnant Baumgärtner, der von einem großen Biwakfeuer herkam und schon von ferne rief, wir sollten uns bereithalten. Hinter uns stiefelte, d. h. holzschuhte ein Jäger und trug einen kolossalen, hart gebrannten Lehmklumpen in den Händen.

„Wo ist denn der Gockel?"

„Da drinnen."

„Wo?"

„In dem Lehm."

„Du willst uns wohl uzen?"

„Nur Geduld! Wer Salz hat, kann es spendieren. Ich habe meines aufgebraucht."

Man rückte zusammen, und Baumgärtner machte sich daran, den Lehmklumpen mit dem Seitengewehr eines Jägers auseinander zu hauen. Derselbe war fast so hart wie ein Ziegelstein geworden, und es kostete große Mühe, bis er zersprang. Als er einen tüchtigen Riß bekam, entstieg der Spalte ein für die damaligen Verhältnisse wirklich verlockender Duft, und mit großem Eifer wurde der Lehmbatzen nun auseinander gerissen. Bei dieser Prozedur war der Gockel ebenfalls in die Brüche gegangen und steckte, nachdem mit einem Messer nachgeholfen worden war, ungefähr halbiert in den beiden Lehmstücken. Von Tranchieren war natürlich keine Rede. Wir schnitten und zerrten die Stücke heraus, so gut als es ging, und ich muß gestehen, das Ding schmeckte gar nicht übel. Alle Fünf, die wir an diesem Diner theilnahmen, waren recht zufrieden, und Baumgärtner erntete große Lobsprüche, besonders da er uns auch noch Brod auftischte und ein anderer Kamerad Salz spendirt hatte. Nun mußte der Gastgeber erzählen, wie er es gemacht, so rasch einen Braten herzurichten, und wir erfuhren folgendes Rezept, das ich für künftige Fälle empfehlen kann. „Man gehe bei naßkaltem Wetter in eine lehmreiche Gegend, wie z. B. die Perche in Frankreich. Dort fordere man einen Gockel zum Mitmarschieren auf. Thut er dies, so drehe man ihm an einem geeigneten Platze den Kragen um, nehme ihn sorgfältig aus, reibe ihn innerlich mit Salz und Pfeffer ein und umgebe ihn mit einer etwa einen Schuh dicken Schicht von gutem Lehm. Dabei ist es rathsam, die Federn möglichst aufrecht zu stellen, damit der feuchte Lehm überall gut eindringt und festhält. Dann werfe man den nunmehr als runden Lehmklumpen erscheinenden Gockel ins Biwakfeuer und kümmere sich nicht mehr weiter um denselben. Ist der Lehm ganz hart gebrannt, etwa nach einer kleinen Stunde, so rolle man den Klumpen heraus, reiße ihn auseinander und futtere das, was nicht verkohlt ist, von innen heraus mit Beigabe von etwas Salz und wenn möglich Butter und Brod. Ist man vorher tüchtig marschiert und hat vierundzwanzig Stunden nichts gegessen, so schmeckt ein solcher Braten sehr gut, selbst wenn bei dieser Gelegenheit etwas gebrannter Lehm sich als Zugabe beigesellt. Die Federn lasse man ruhig im Lehm stecken und werfe sie mit dem Rest einem Franktireur an den Kopf."

So das Rezept. Ich empfehle das zur gefälligen Nachahmung.

Wie der Kübeli-Bäck seine Frau Singen machte.

Es ist vor vielen, vielen Jahren gewesen, da wettete einmal der Kübeli-Bäck' von Schallstadt eines Abends im Wirthshaus, daß er heute Nacht noch seine Frau, die eine böse Sieben war und nie den Mund zum Lachen verzog, zum Singen bringen wolle. Die Zechkumpane, die die Frau gut kannten, wollten dies nicht glauben, gingen die Wette ein und begleiteten dann den durch die Schoppen angeheiterten Bäckermeister nach Hause. Dort postirten sie sich mäuschenstill vor der Kammerthüre, um den Verlauf der Wette abzuwarten. Beim Eintritt in die Schlafkammer begann der listige Meister mit unschuldsvoller Miene die lustige Strophe zu singen:

Jetzt ist der Herr im Hus,
jetzt kummt er heim!

Die Frau, aus dem Schlummer erwachend, richtete sich zornig im Ehebette auf. Den Gesang des Mannes nachahmend und verspottend, ertönte alsobald die grelle Stimme der Meisterin:

Jetzt ist der Narr im Hus,
jetzt kummt das Schwein!

So hatte der Kübeli-Bäck' die Wette gewonnen und lachte, lachte aus vollem Halse trotz der groben Begrüßung.

Eine Unglückliche.

Auf meiner stillen Lebensfahrt
Traf ich ein Weib von sonderbarer Art.
Der Königsmantel schmutzig und zerfetzt,
Mit Flitterkram und Lappenzeug besetzt,
Die unvergleichlich herrliche Gestalt
Gebeugt von eines schweren Grams Gewalt;
Und von Mißhandlungen, die es erfuhr,
Verrieth das edle Antlitz manche Spur.
Mich trieben ihrer Blicke stumme Klagen,
Nach ihrem Schicksal mitleidsvoll zu fragen.
„Ich war ein Opfer", sprach sie, „allezeit
Der Rohheit und der Niederträchtigkeit.
Von bösen Buben litt ich manche Schmach;
Der traurigste Philister stellt mir nach;
Selbst jene lassen kein Erbarmen walten,
Die sich für edel und für vornehm halten.
Und gar — was muß ich nicht von solchen dulden,
Die ihren Lebensunterhalt mir schulden!"
„Doch schützt Dich nicht Gericht und Polizei?"
„Ach, die Justiz erklärt mich vogelfrei;
Vergebens würde ich zu jenen wandern,
Sie treiben es noch ärger als die andern."
„So unglückselig, wie geheimnißvoll!
Doch nenne Dich, wenn ich Dir glauben soll."
— Sie aber sah mir traurig ins Gesicht:
„Kennst Du die deutsche Sprache nicht?"

(„Aus der Jugend".)







Schönheit und Liebreiz.

Oft ist Haß in schöner Brust,
Drum jagt nach Schönheit nur ein Tor;
Liebreiz gibt dem Herzen Lust,
Drum geht der Schönheit Liebreiz vor.
Liebreiz gibt auch schönen Leib:
Das kann die Schönheit nimmermehr; nie macht sie liebenswert ein Weib.
Hast du Treu' und Stetigkeit,
So bin ich aller Sorg' erwehrt,
Daß mir jemals Herzeleid
Um deinetwillen widerfährt;
Hast du aber diese nicht,
So müssest du mir nimmer werden: weh mir dann, mein Herz zerbricht.

Walter von der Vogelweide.

Musikalische Unannehmlichkeiten.

Im Jahre 1907 gab Kaiser Wilhelm anlässlich des Geburtstages seines inzwischen sanft entschlafenen Oheims, des Königs von England, ein „diplomatisches Essen", und es war, als der englische Botschafter Sir Frank Lascelles den Palast verlassen hatte, der Musik befohlen worden, das „God save the king" zu spielen und zwar so lange, bis der Wagen des Botschafters ausser Sehweite sein würde. Nun will es aber der Brauch, dass jeder Engländer, sobald er die Nationalhymne hört, das Haupt entblösse und entblössten Hauptes stehen bleibe, bis die letzten Töne verklungen sind. Der Wagen des Botschafters blieb denn auch, als „des Kaisers Musik" die Königshymne anstimmte, stehen, und der Botschafter richtete sich in dem Wagen kerzengerade auf. Als der Kapellmeister, der den Befehl des Kaisers natürlich treu befolgen musste, sah, dass der Wagen nicht weiterfuhr, knüpfte er an das Ende der Hymne sofort wieder den fröhlichen Anfang, und Sir Frank stand zwischen den Wagensitzen wie eine hohe Säule. Dreimal, viermal flehte die Musik zu Gott, dass er den König schützen möge, und der Landauer rührte sich nicht vom Fleck. Ein Machtwort des Kaisers erst machte der Festmusik ein Ende.

Die zweite Geschichte könnte man ein musikalisches Quiproquo nennen. Es war bei der Krönung Nikolaus II., der Prinz Heinrich als Vertreter Kaiser Wilhelms beiwohnte. Der Prinz sollte von Russland ein paar Stunden nach dem Delegirten der französischen Republik, dem General de Boisdeffre, abreisen. Im letzten Augenblick aber wurden die Reisedispositionen geändert, und so kam es, dass der deutsche Kaisersohn bei seiner Ankunft in Smolensk mit der für den französischen General vorbereiteten „Marseillaise" begrüsst wurde.

Das Deutsche Lied,

herausgegeben monatlich von der

German Musical and Literary Publishing Company.

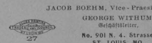
Offizielles Organ des

Nordamerikanischen Sängerbundes.

Abonnements-Preis $1.00 per Jahr.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter, December 20th, 1901.

F. W. KECK, Praesident.
HANS HACKEL, Schriftleiter,
No. 1718 Preston Place, ST. LOUIS, MO.



JACOB BOEHM, Vice-Praesident.
GEORGE WITHUM, Geschäftsleiter,
No. 901 N. 4. Strasse, ST. LOUIS, MO.

Max von Hertzberg, Vertreter für Chicago.
Ed. H. Meyer, 721 Coxton Bldg., Vertreter für Cleveland.

Das deutsche Volk in Waffen.

„Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war." — Aus Kaiser Wilhelms Aufruf an das deutsche Volk am 6. August 1914.

„. . . . Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich zum Angriff entwickelt, es aufzunehmen." — Bismarck in seiner historischen Reichstagsrede am 6. Februar 1888.

Wie wehren sie sich! Und die Einigkeit der deutschen Stämme wird fester gehämmert vom Eisen und enger gekittet durch Blut.

Sie haben es diesmal gewagt, es mit dem furor teutonicus aufzunehmen, und der ist nun über sie gekommen im Sturmeswetter.

An den herrlichen Siegen ist mit das Schönste, daß sie erfochten sind gemeinsam von den Söhnen des deutschen Nordens und Südens. Das gesammte deutsche Volk ist ausgezogen in Wehr und Waffen. Es ist ein Volkskrieg. Wetterle, der gewissenlose Verhetzer der elsässischen Bevölkerung, hat ausdrücklich zugegeben, daß dieser Krieg dem Willen des Volkes entsprungen ist und der Kaiser seine Krone auf's Spiel gesetzt, hätte er versucht, sich dieser Volksbewegung entgegenzustemmen. Wie stupid klingt doch diesem Zugeständniß eines ausgesprochenen Deutschenfeindes gegenüber die hohle Phrase der „Times", daß der Krieg nur geführt werde für die Erhaltung der Habsburg-Dynastie und der Hohenzollernmacht.

Man kann der „Times" und vielen Anderen das Verständniß für den Begriff eines „Volkes in Waffen" nicht beibringen. Viele Amerikaner wundern sich darüber, daß der Kaiser seinen Sohn in den Krieg schickt, und der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen gehört doch auch, wie sein kaiserlicher Vater, zu dem Volk in Waffen.

Auch sie wehren sich für das Vaterland, und auch sie sind beseelt von dem furor teutonicus. Wie Graf Johann Heinrich von Bernstorff, der Botschafter des Deutschen Reiches in Washington, dessen Sohn das Gewehr geschultert hat und dessen Gattin das Barmherzigkeitszeichen des Rothen Kreuzes trägt, es kurz und kernig ausgedrückt hat: „Die ganze Nation vom Kaiser bis zum letzten Arbeiter steht bereit, ihr Land zu vertheidigen."

Das ist das deutsche Volk in Waffen.
Eisengepanzert die Faust!
Stahlhart der Wille zum Siege!
Felsenfest das Vertrauen auf die Gerechtigkeit der eigenen Sache!

Das deutsche Volk in Waffen ist in den Kampf gezogen und besteht diesen Kampf gegen eine Welt von Feinden unter den Klängen des niederländischen Dankgebets:

„Wir treten zum beten
Vor Gott, den Gerechten.
Er schaltet und waltet
Ein strenges Gericht."

Der Siegeszug der Deutschen durch Belgien hatte das deutsche Lied als treuen Begleiter.

* * *

Daß die deutschen Soldaten nach 14-tägigen unaufhörlichen Kämpfen noch Lust und Stimme zum Singen hatten, setzte Engländer und Franzosen in Erstaunen. Darin liegt ja gerade das Geheimnis.

* * *

Durch den Krieg ist mit einem Schlage ein geschlossenes Deutsch-Amerikanertum geschaffen worden. Aber nur jetzt nicht nachlassen!

* * *

Daß bei den meisten unserer Vereine chronische Geldebbe herrscht, ist kein Geheimnis. Um so anerkennenswerter ist die fast beispiellose Opferwilligkeit für die kämpfenden Brüder.

* * *

Wer heute seines deutschen Namens sich schämt, ist es nicht wert, daß eine deutsche Mutter ihn unter dem Herzen getragen.

* * *

„Wenn heut' ein Geist herniederstiege" — er würde ein geeintes Deutschland finden, das bereit ist, bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen für das Vaterland.

* * *

Wir leben in einer großen Zeit. Deß sollten wir eingedenk sein und alles Kleinliche auslöschen, als sei es nie dagewesen.

* * *

Die französischen und englischen Lügennachrichten haben den Siegeslauf der Deutschen nicht zu hemmen vermocht. Alles eitel Selbstbetrug.

* * *

Das Deutschtum in den Ver. Staaten hat wieder mal bewiesen, daß es einen gewaltigen Machtfaktor darstellt. Leider ist es selbst sich dessen nicht immer bewußt.

* * *

Das stolze England ist auf asiatische Hilfstruppen angewiesen. Die sollen nämlich die Deutschen in Kultur unterweisen.

* * *

Eugen Niedereggers Tod hat in die Reihen der Sängerschaft eine klaffende Lücke gerissen, die nur schwer wieder ausgefüllt werden kann.

* * *

In aller Eile."

Von einem jungen Berliner Soldaten ist an seine Angehörigen folgende kurze Mittheilung eingetroffen, die uns freundlichst zur Verfügung gestellt wird:

Meine Liebsten!

Dies hier in aller Eile:
Die Franzosen kriegen Keile,
Hab' wenig Zeit zum Schreiben,
Wir müssen sie vertreiben.
Ihre Schüsse gehen meistens drüber,
Aber im Laufen sind sie uns über.

* * *

Jeder Stoß
Ein Franzos;
Jeder Schuß
Ein Ruß:
Jeder Tritt
Ein Brit!

Dank des Kaisers an die Sänger!

Präsident Schmidt vom Nordamerikanischen Sängerbund hat durch den Kaiserlich deutschen Konsul in Cincinnati, Ohio, folgendes Schreiben zugestellt erhalten:

Cincinnati, den 31. Juli 1914.

Herrn Chas. G. Schmidt, Clifton-Cincinnati, Ohio.

Geehrter Herr Schmidt!

Beifolgend übersende ich Ihnen ein Schreiben der Kaiserlichen Botschaft in Washington.

Ihr sehr ergebener

O. Mezger,

Kaiserlicher Konsul.

* * *

Newport, R. I., den 18. Juli 1914.

Geehrter Herr Schmidt!

Das von Ihnen als Präsident unterzeichnete Telegramm des Nordamerikanischen Sängerbundes anläßlich seines 34. Nationalen Sängerfestes in Louisville, Ky., hat Seiner Majestät dem Kaiser vorgelegen. Ich bin nunmehr beauftragt worden, den Absendern des Telegramms den Dank Seiner Majestät zu übermitteln.

Indem ich die Ehre habe, mich dieses Auftrages hiermit zu entledigen, bitte ich Sie, dem Nordamerikanischen Sängerbund von dem Inhalt dieses Schreibens Kenntniß geben zu wollen.

Ergebenst

Haniel,

Kaiserlicher Geschäftsträger.

Abonnirt auf Das Deutsche Lied.

Gedenke, dass du ein Deutscher bist!

Von Arthur Korn.

Rüttle dich! Recke dich, schwäbischer Bauer,
Wurde bis heute das Leben dir sauer,
's kommt immer ärger! Kommt immer besser!
Sieh nur, es steigen die bösen Gewässer!
Wenn du nicht schützest dein Dorf und dein Haus,
Strömt bald herein das wilde Gebraus.

Schmutzige Fluthen umwallen uns, dämme!
Es quirlt und es zischt, drum rufe ich: Hemme
Jetzt ihren Strom, solang wir's imstande,
Solange noch deutsches Leben im Lande.
Ueberströmt uns die schlammige Fluth,
Dann verschlingt sie das theuerste Gut.

Wahret das Köstlichste, das wir besitzen,
Das müsst ihr schirmen! Das müsst ihr schützen!
Unsere Sprache, das Erbe der Ahnen,
Soll auch noch unsern Enkel ermahnen,
Dass er im Leben es niemals vergisst:
Stolz zu sein, dass ein Deutscher er ist.

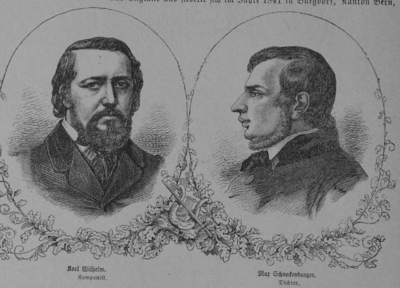
Wer seines Vaters Namen nicht ehrt,
War seiner Mutter Liebe nicht werth!
Wer sein Deutschthum verleugnen kann,
Das ist ein Wicht! Das ist kein Mann!
Hör' meinen Mahnruf, der immer ist:
Gedenke, dass du ein Deutscher bist!

Der Dichter der „Wacht am Rhein".

Die zündende Kraft, die dem deutschen Kampflied: „Die Wacht am Rhein" innewohnt, hat sich auch in dem jetzt wüthenden Kampfe der Deutschen gegen zahlreiche Feinde wieder bewährt.

Wo immer sich die Menge zu patriotischen Kundgebungen zusammen findet, wenn immer die Truppen nach der Front eilen, erklingt das herrliche Lied, und wenn immer ein Sieg gemeldet wird, braust aus tausend und abertausend Kehlen im deutschen Land gerade dieses Lied aus dankbaren Herzen zum Sternenzelte empor.

Ist es da nicht an der Zeit, an den Dichter und Komponisten dieses, der Volksweise entsprossenen Liedes zu erinnern, und an die beschämende Thatsache, daß ihm zwar in Millionen Herzen ein Altar der Liebe und Verehrung errichtet, aber noch nirgends im deutschen Vaterlande ein sichtbares Denkmal gesetzt worden ist? Nein, an keiner geweihten Stelle ist bisher der Name Dessen zu lesen, der an der Begeisterung und den ruhmvollen Thaten der unvergeßlichen Jahre Antheil hat, den Besten und Edelsten gleich, und der die deutschen Truppen von Sieg zu Sieg geführt hat, ob auch sein Gebein längst in kühler Erde ruhte. Nicht einmal sein Name war bekannt, als doch sein Lied auf französischem Boden als deutscher Schlachtruf erscholl und beim Eintreffen froher Siegesbotschaften in allen deutschen Gauen dem Jubel erhebenden Ausdruck verlieh. Man mußte den Dichter der „Wacht am Rhein" erst erfragen, und was man dann von ihm erfuhr und für ihn that, war wenig genug. Dem Komponisten des Liedes, Karl Wilhelm, wurde in seiner Vaterstadt Schmalkalden ein wohlverdientes und würdiges Denkmal errichtet. Max Schneckenburger aber ruhte fern von dem geliebten Vaterlande in fremder Erde, und selbst seine rührend schöne Bitte, die er kurz vor seinem Tode niedergeschrieben:


Karl Wilhelm.
Komponist.

Max Schneckenburger.
Dichter.

„Wenn ich einmal sterben werde
Weit von meinem Vaterland,
Legt mich nicht in fremde Erde,
Bringt mich nach dem heim'schen Strand,
Meines Herzens Flamme lodert
Einzig dir, Germania,
Drum wenn einst mein Leib vermodert,
Sei mein Staub den Vätern nah.

Wenn die Nebel dann zergehen
Ob dem heil'gen deutschen Reich,
Laß, o Gott, ihn auferstehen,
Meinen Schatten still und bleich;
Daß er seinen Blick erlabe
An dem herrlichen Gesicht,
Ruhig wiederkehr' zu Grabe,
Harrend auf das Weltgericht!"

blieb noch lange ungehört. Jetzt endlich ist der Wunsch des Dichters, der schon im Jahre 1840 prophetisch ausgerufen hat, was sich dreißig Jahre nachher so glänzend bestätigte: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein!" in Erfüllung gegangen, und seine Gebeine sind aus der fremden Erde heimgeholt in's deutsche Vaterland.

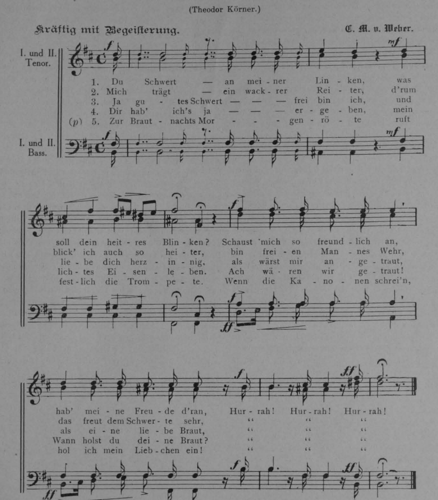
Max Schneckenburger ist nach seinen Aufzeichnungen am 17. Februar 1819 zu Thalheim bei Tuttlingen (in Württemberg) als der Sohn eines geachteten Kaufmanns geboren. Das Geburtshaus ist noch heute erhalten. Unten zu ebener Erde befindet sich der Laden von Max Schneckenburger, dem Sohne des Dichters, der, gleich seinem verstorbenen Vater, den Beruf des Kaufmannes erwählt hat. Das Geburtszimmer zeigt neben der alten Bettstelle und einigen Bildern auch noch die trauliche Schwarzwälder Uhr, deren Schneckenburger in seinen Aufzeichnungen öfter gedenkt. Im obersten niederen Dachraume des Hauses saß oftmals der junge Dichter und sah hinauf zu den zwitschernden Schwalben und dem lichtblauen Frühlingshimmel. Hier entstanden seine ersten Lieder, von dem Dachgiebel aus ging der erste Flügelschlag des jungen Sängers, dessen Schlachtlied mit seinen rauschenden Klängen dereinst alle deutschen Stämme versammeln sollte.

Im fünfzehnten Lebensjahre kam Schneckenburger in eine kaufmännische Lehre nach Bern, besuchte hernach auf Geschäftsreisen Frankreich und England und siedelte sich im Jahre 1841 in Burgdorf, Kanton Bern, an, um dort eine (gegenwärtig noch bestehende) Eisengießerei zu gründen. Hier in dem freundlichen Schweizerstädtchen, in welchem zu Anfang dieses Jahrhunderts der große Kinderfreund und Volkserzieher Johann Heinrich Pestalozzi gelebt und gewirkt hatte, begründete Schneckenburger auch einen eigenen Hausstand, indem er die Tochter des Pfarrers von Thalheim als Gattin heimführte. Sein Herz hing indeß mit unverlöschlicher Liebe an der deutschen Heimath, und er dachte eben daran, bleibend dorthin zurückzukehren, als der Tod ihn in der Blüthe des Mannesalters hinwegraffte. Er starb, 30 Jahre alt, am 3. Mai 1849 zu Burgdorf, wo ein schlichtes eisernes Kreuz, von den Freunden errichtet — mit den Jahren von dichtem Epheu umrankt — seinen Grabhügel schmückte.

Nach 37-jähriger Ruhezeit wurden die irdischen Reste Schneckenburger's von Burgdorf nach Thalheim überführt.

Schwertlied.

(Theodor Körner.)



Musik und Moral.

Kräftig hat einst die Kunstbewegung eingesetzt, sie dauert fort; trotzdem gleicht das Gebiet, das sie erstritten, immer noch Gärten am lauen Aprilabend: Frühling auf vielen Fährten, aber noch nirgends ein Ziel. Dunkel vor allem sind die letzten Ziele der Kunst. So müsste man meinen, in einer Musikstadt von Weltruf, in der oft alles musiziert und singt ,,von Vogel bis zur Fliege'', hätte die Zeit schon längst das Verhältniss zwischen Musik und Moral sichtlich geklärt. Wer vermag aber sichere Beweise von der sittigenden Kraft dieses einen Strahles der Sonne Kunst im Getriebe der Welt, innerhalb der wogenden Menge zu geben? Auch heute noch machen ungelöste Räthsel das Verhältniss jener beiden zu einer Streitfrage. Draussen gleiten Sonnenstrahlen über Hang und Halde und wecken überall neben köstlicher Frucht auch Unkraut. Wirkt nicht ebenso verschieden der Klang der Musik im Herzen der Menschen? Und weiter: In manchem Erdenwinkel, in manchem stillen Menschenherzen wurzelt tief und fest Moral, und doch ist kein Strahl jener Sonne dorthin gedrungen. Eben deshalb müssen die letzten Ziele der Kunst immer wieder zum Gegenstande des Nachdenkens gemacht werden, wenn die entscheidende Lösung gefunden werden soll.

Im allgemeinen gilt die Musik vielen als die höchste Kunst, die die dunklen Tiefen des Gefühls erst zu heller Klarheit erhebt. Philosophische und schöngeistige Schriften legen ihr hohen ethischen Werth bei, und auch die meisten Fachmusiker sind von der moralischen Wirkung ihrer Kunst überzeugt. Nach dieser Seite hin fehlt es nicht an blendenden Gleichnissreden und bilderreichen Umschreibungen. Beethoven nennt die Musik eine höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie; Richard Wagner ist sie die zweite Offenbarung der Welt, das unaussprechlich tönende Geheimniss des Daseins. Auch viele Pädagogen sehen in der Musikbildung eine Förderung der sittlichen Entwicklung, ganz entsprechend dem Wahlspruche: ,,Durch das Schöne das Gute.'' Doch auch die entgegengesetzte Meinung fehlt nicht, ja es scheint, als ob sie heute in breiteren Ufern ginge. Ihr steht die Musik über aller Moral.

Zur Klärung des Verhältnisses der Musik zu den moralischen Gefühlen und Strebungen gilt es, eine Antwort zu suchen auf die Frage: Inwieweit ist die Musik geeignet, auf die Erziehung des Menschen-Geschlechtes einen gedeihlichen Einfluss auszuüben? Auf historischem Wege ist keine Antwort zu erlangen, die Musikgeschichte bietet zu wenig Beispiele. Wohl stehen am Anfange als Kronzeugen für den inneren Zusammenhang von Musik und Moral Hebräer und Griechen — Plato und Aristoteles bethätigen in der Wertschätzung der Musik einen bewundernswerthen sittlichen Idealismus — doch die Musik des griechischen Alterthums ist nicht Kunst in unserem Sinne, und die späteren Jahrhunderte bezeugen immer deutlicher, dass die Musik nicht bloss geringsten direkten Einfluss auf die Moral ausgeübt, sondern dass die höchste Entfaltung der Künste und die Entfesselung niederer Triebe, die sittliche Zersetzung, Hand in Hand gehen. Auch die modernste, humanere Zeit zeigt kein Beispiel von unmittelbarer Wirkung der Musik, unter denen, die einen direkten sittlichen Einfluss entschieden bestreiten, geht Tolstoi am weitesten; er nennt die Musik geradezu unsittlich, weil sie die Menschen verweichliche, in schwächliche Träumereien verfallen lasse und so an starkem Handeln hindere. Und wenn heute von Wagners Musikdramen Persönlichkeitsbildung erwartet wird, so muss bedacht werden, dass hier die Musik die helfende Genossin der Dichtkunst ist, ja, dass es sich hier um die Verbindung aller Künste handelt.

Mehr Klarheit in jene Frage wird durch Erforschung der psychologisch - physiologischen Grundanschauung über Wesen und Inhalt der Musik gebracht. Die Musikesthetik ist in zwei entgegengesetzte Parteien gespalten: Idealismus und Formalismus. Jenem ist die Musik die reinste Kunst des Gefühls, diesem nur Formenspiel, blosse Lustgefühle sind ihm die Quellen: dort bleibt die Form, hier der Inhalt zum Theil unbeachtet. Von dem Streite beider Parteien interessieren hier nur die Punkte, in denen sich durch das Gewebe der Naturphilosophie das Schöne mit dem Sittlichen verknüpft. Hören wir drum die Ansichten der Philosophen. Kant sieht in der Musik nur ein schönes Spiel der Empfindungen. Das Schöne ist ihm Symbol des Sittlichguten, und der Zusammenfluss der Aesthetik und Moral vollzieht sich bei ihm auf dem Gebiete der Metaphysik. Herder betont mehr die subjektive Gefühlswirkung. Der Unterschied zwischen dem Guten und Schönen besteht bei ihm darin, dass das Schöne den Vollkommenheitszustand des Menschen durch Vorstellung fremder Vollkommenheit erzeugt, während das Sittliche ein Ausfluss eigener Vollkommenheit ist. Das Prinzip des konkreten ästhetischen Idealismus unter Betonung der unbedingten Gebundenheit des musikalisch Schönen an die Sittlichkeit wendet zuerst Oersted an und baut damit die Brücke hinüber zu Hegel und Schopenhauer. Nach Hegel legt der Komponist in seinen Werken ideale Scheingefühle nieder, losgelöst von seinem realen Ich; als Phantasiegebilde wenden sie sich auch nur an die Phantasie des Hörers, dessen reales Fühlen unmittelbar aus dem Spiele bleibt. Schopenhauer legt den metaphysischen Sinn des musikalischen Gehaltes noch tiefer dar. Die Musik stellt die Gefühle nicht als reale, sondern als scheinhafte dar; das Innige dieser Kunst erkennt er darin, dass sie alle Regungen des innersten Wesens widergibt, nur in der Form, ohne Stoff. Ihm ist Musik eine Art tönender, die Räthsel des Daseins lösender Philosophie.

Die Opposition gegen den ästhetischen Idealismus setzt mit Herbart ein: Das Schöne liegt in der Form: Musik drückt nicht Gefühle aus, und ästhetische Werthbestimmung ist auf eine reine Formanschauung zurückzuführen. Ihm folgen Hanslick, Lazarus, Zimmermann. Hanslick, der klar nachweist, dass Musik bestimmte einzelne Gefühle und Affekte mit eignen Mitteln allein weder darstellen noch ausdrücken kann, bedeutet einen Wendepunkt. Forscher nach ihm sind Anhänger oder Gegner — einige nur versuchen die widersprechenden Theorien zu verschmelzen, gestehen doch alle der Musik eine starke Beziehung zum Gefühlsleben zu, nur in der Erklärung des Ursprunges dieser Beziehung liegt der Unterschied. In der Vereinigung jener beiden Standpunkte liegt offenbar das Befreiende.

Alle Gefühle finden in der Musik ihren Widerhall, aber sie haften nicht an der Tonempfindung. Der Komponist legt keine realen Gefühle in seiner Musik nieder, und dem Hörer entspringen auch keine daraus.

Weder Form noch Inhalt sind Abbilder realischer, seelischer Vorgänge, es sind freigestaltete Schöpfungen des musikalischen Geistes. Gefühle sind nur objektiviert, idealisiert dargestellt. Daraus wird gefolgert: Der Musik kann keine unmittelbare moralische Wirkung zugesprochen werden. Wohl spendet sie Tröstung, erweckt Begeisterung, zieht aus rauhem Alltagsleben hinauf zu lichtvoller Höhe edler Menschlichkeit, aber dies thut sie unbewusst, unabsichtlich. Hier giebt es kein „Du sollst", sondern die Musik bietet das Schönste und Edelste; der Mensch lernt es lieben und bildet sich danach. So geht von der Tonschöpfung eine Wirkung aus, die in ihrer inneren Weiterentwicklung zu sittlicher Veredelung führt. Musiker werden zu unfreiwilligen Veredlern der Menschheit, indem sie ästhetische Stimmung wecken, das ist der Boden edler, grosser Entschlüsse. „Nur aus der Ferne gleichsam", sagt Prof. Volkelt, „darf der Künstler zum sittlichen Reformator werden." Das Ideal in dieser Frage ist die schöne Sittlichkeit im Sinne Schillers als Mittlerin zwischen der Sinnlichkeit der Erscheinungen und der Welt der Ideen. Pflege der Musik fördert eben das Hineinwachsen der Triebe und Neigungen in das Edle und lernt das Gute mit Freude und Liebe ergreifen; weckt eine Kraft, durch die die sinnliche Welt in eine objektive Ferne gerückt wird, die das Materielle durch Ideen beherrscht. So erscheint die Kunst, wie Richard Wagner treffend sagt, als „freundlicher Lebensheiland". Nothwendigkeit und Pflicht der musikalischen Erziehung der Jugend ergeben sich hieraus von selbst.

Jede wahre, absichtslose Freude am Schönen birgt den schönsten Keim moralischer Klärung der Gefühle. Darum gilt es, der Schönheit zu wahren durch Behütung vor moralischer Unterschiebung, aber auch der Moral das Recht zu wahren, indem ihre Forderungen auf einen viel höheren Standpunkt gestellt werden. So würde in gleicher Weise der Moral und der Musik gedient.

Musikalische Kriege.

Im 18. Jahrhundert ist zweimal eine kulturhistorisch bemerkenswerthe Fehde zwischen den Anhängern der verschiedenen musikalischen Richtungen entstanden, die an den Namen eines Lulli und Gluck anknüpft und somit im Jubiläumsjahre des Komponisten von „Orpheus" und „Eurydice" von besonderem Interesse ist. Im Jahre 1752 brach der Streit der „Buffonisten" und der „Lullisten" aus. Italienische Sänger, mit dem Buffo Manelli und der berühmten Tonelli an der Spitze, hatten durch eine Aufführung der „Serva padrona" von Pergolese und ähnlicher Werke der bis dahin in Paris noch ganz unbekannten italienischen Oper zahlreiche Anhänger zugeführt, gegen die nun die Vertreter der einheimischen französischen Musik auf's heftigste remonstrierten. „Ganz Paris", so erzählt Rousseau in seinen „Bekenntnissen", „teilte sich in zwei Lager, die sich weit mehr erhitzten, als wenn es sich um eine staatliche oder religiöse Angelegenheit gehandelt hätte. Die eine Partei war mächtiger, zahlreicher, da sie aus den Grossen, den Reichen und den Frauen bestand, und schwor auf die französische Musik, die andere, lebhafter, stolzer, begeisterter, setzte sich aus echten Kennern und allen talentvollen und genialen Leuten zusammen. Ihre kleine Schaar versammelte sich in der Oper unter der Loge der Königin. Die andere Partei erfüllte den ganzen Rest des Parterres und des Saales, aber ihr feurigster Kern hielt sich unter der Loge des Königs. Daher rühren die in jener Zeit so berühmten Parteinamen: die „Ecke des Königs" und die „Ecke der Königin". Die Anhänger der neu aufkommenden italienischen Musik verfügten über zwei so ausgezeichnete Geister wie den Baron Grimm, der den satirisch gefärbten „Kleinen Propheten von Böhmisch-Broda" herausgab, und Rousseau, der ebenfalls als Anhänger der „Ecke der Königin" seinen „Brief über die französische Musik" veröffentlichte. Ziemlich genau fünfundzwanzig Jahre später entspann sich der noch länger anwährende Streit der Anhänger Glucks und Piccinis, der die Pariser Gesellschaft ein volles Lustrum hindurch beschäftigt hat. Auf der Seite der Gluckisten finden wir den Journalisten Suard und den Abbe Arnaud, auf der Seite der Piccinisten Marmontel und den Enzyklopädisten D'Alembert. Bei jeder Aufführung eines Werkes der beiden Apostel kam es zu lebhaften Kontroversen zwischen den Parteien, und die Witzworte schallten hinüber und herüber. Erst als Gluck nach Wien zurückkehrte, flaute diese Bewegung ein wenig ab, und es war Ruhe im Lande bis zu dem Auftreten Rossinis zu Beginn der zwanziger Jahre. Den Komponisten des „Barbier von Sevilla" nannte man spöttisch wegen des Lärms, den seine Tongebung verursachte, den „Signor Vacarmini", und Scribe, der spätere Mitarbeiter des Italieners, verhöhnte ihn in einem öffentlich aufgeführten Vaudeville „Rossini in Paris". Auch jetzt gab es wieder Pasquille in Hülle und Fülle. Ein gewisser Berton veröffentlichte eine Flugschrift, die den Titel trug „Ueber die mechanische und die philosophische Musik", auch sie war gegen den Genius Rossinis gerichtet.

Zu viel verlangt.

Der Komponist Spontini, der als General-Musikdirektor von 1820 bis 1842 die Berliner Hofoper leitete, brachte einmal das Orchester bei den Proben zu einer Oper „Ferdinand Cortez", die 1809 in Paris begeisterte Aufnahme gefunden hatte, durch seine unglaublichen Anforderungen zur Verzweiflung. Bis zur Erschlaffung wurden einzelne Stellen wiederholt, aber der Komponist war selten zufrieden. Besonders der Pauker konnte es ihm in keiner Weise recht machen, da dieser einen pianissimo einsetzenden und fortissimo endigenden Paukenwirbel angeblich nie leise genug begann. Endlich markirte der Pauker, um den fortgesetzten Korrekturen zu entgehen, den Anfang des Wirbels lediglich durch Lufthiebe. Zum grössten Vergnügen derjenigen, die diesen Vorfall beobachtet hatten, belobte nun Spontini endlich den pfiffigen Musikanten, indem er in seinem schlechten Deutsch sagte: „Kut, sehr kut, aber womöklich noch ein bisken leiser."

Mozarts Stammbuch.

Im Besitz des städtischen Museums Carolino-Augusteum zu Salzburg befinden sich zwölf Stammbücher mit über 1100 Eintragungen in Prosa und Gedichten, nebst Beigabe von mit Seide gestickten, auch kolorierten Bildern, Silhouetten, Haargeflechten. Diese Stammbücher umfassen den Zeitraum von 1643 bis 1860, sie sind in starke Pappdeckel gebunden, versehen mit Titelschriften in Gold oder in einzelnen Blättern in Papierkassetten eingelegt, die dann wieder in Futteralen verwahrt sind. Darunter befindet sich auch das Stammbuch Wolfgang Amadeus Mozarts; es wurde im Jahre 1852 von Otto Jahn, als er Material für seine Mozartbiographie sammelte, eingesehen, ist aber weiteren Kreisen unbekannt geblieben; jetzt führt — in der Wiener Zeitschrift: ,,Ton und Wort'' — Joh. Ev. Engl - Salzburg *) einiges aus seinem Inhalt an.

Das in Quartformat gehaltene, roth eingebundene Büchlein enthält 70 Blätter, darunter elf Einschreibungen von persönlichen Freunden Mozarts in Wien und Prag aus dem Jahre 1787. Das war also zu der Zeit, wo der Meister nach Prag reiste, um dort den ,,Don Juan'' zu komponiren und aufzuführen, eine Zeit, die Mörike in seiner reizenden Novelle: ,,Mozarts Reise nach Prag'' geschildert hat. Eine Eintragung lautet:

,,Wahres Genie ohne Herz'' — ist Unding — denn nicht hoher Verstand allein; nicht Imagination allein, nicht beide zusammen machen Genie — Liebe! Liebe! Liebe ist die Seele des Genies.

Wien, 11. April 1787.

Dein Freund Emilian Gottfried Edler von Jacquin.''

Jacquin war der Vater von Mozarts Schülerin Franziska, für die der Meister das sogenannte ,,Kegelstatt-Trio'' geschrieben hat. Eine weitere Eintragung stammt von Mozarts Freund Sigmund Barisani, dem ,,Physikus Primarius im allgemeinen Krankenhaus.''

*) Joh. Ev. Engl, kaiserlicher Rath und Archivar der internationalen Stiftung: ,,Mozarteum'' in Salzburg.

Wenn deines Flügel Meisterspiel,
Den Briten, der selbst gross von Geist,
Den grossen Mann zu schätzen weiss,
Dahin reisst zur Bewunderung;
Wenn deine Kunst, um welche dich
Der welsche Komponist beneidt,
Und wie er kann und mag verfolgt;
Wenn deine Kunst, in der dir nur
Ein Bach, ein Joseph Haydn gleicht,
Dir längst verdientes Glück erwirkt:
Vergiss du deines Freundes nicht,
Der sich mit Wonne stets, und stets
Mit Stolz erinnern wird, dass er
Als Arzt dir zweimal hat gedient,
Und dich der Welt zur Lust erhielt,
Der aber noch weit stolzer ist,
Dass du sein Freund bist, so wie er.

Darunter schrieb Mozart als Anerkennung eigenhändig: Heute am 3. September dieses nämlichen Jahres war ich so unglücklich, diesen edlen Mann, liebsten, besten Freund und Erretter meines Lebens, ganz unerwartet durch den Tod zu verlieren. — Ihm ist wohl! — aber mir — uns allen, die ihn genau kannten — uns wird es immer wohl werden — bis wir so glücklich sind, ihn in einer besseren Welt — wieder — und auf Nimmerscheiden — zu sehen MOZART.

Auf der Rückseite dieses Blattes klagt dann die zur Wittwe gewordene Konstanze in der Sterbenacht Mozarts:

Was du einst auf diesem Blatte an deinen Freund schriebst, eben dieses schreibe nun ich tiefgebeugt an dich, vielgeliebter Gatte! mir und ganz Europa unvergesslicher Mozart! auch dir ist nun wohl — auf ewig wohl! — Um 1 Uhr nach Mitternacht vom 4. zum 5. December diess Jahr verliess er in seinem 36. Jahre — O! — nur allzufrüh! — diese gute — aber undankbare Welt — O Gott! — — 8 Jahre knüpfte uns das zärtlichste, hienieden unzertrennliche Band! O! könnte bald auf ewig mit dir verbunden sein

Deine äusserst betrübte Gattin

Konstanze Mozart nee Weber.

Wien, den 5. December 1791.

An unsere werthen Leser!

Wir möchten unseren Lesern an's Herz legen, bei ihren etwaigen Einkäufen diejenigen Geschäfte zu berücksichtigen, welche in unserer Zeitung anzeigen, und damit unsere Sache unterstützen. Die Anzeigen in unserer Zeitung sind nur von erster Klasse Geschäfte, deren Motto es ist: „Gute Waare zu liberalen Preisen". Also bitte ihre Kundschaft diesen Häusern zuzuwenden und dabei unsere Zeitung zu nennen.

Sängerbezirk Pittsburg.

Unter Vorsitz ihres Präsidenten Christ Saam, fand am 23. August in der auf Bergeshöhen gelegenen Halle des McKees Rocks Männerchors die vierteljährliche Versammlung des Pittsburg Sängerbezirks statt. Der Jahresbericht des Finanzsekretärs Lorenz Fuchs weist einen Kassenbestand von $246.40 auf. Der Bericht wurde angenommen und ein Komite, bestehend aus Henry Kleeb, Ernst Weckler und Jos. Waibel ernannt, um den Bericht zu untersuchen. Das Komite berichtete über die korrekte Führung der Bücher. Die Wahl der Beamten ergab folgendes Resultat:

Präsident, Christ. Saam.
Erster Vizepräsident, Louis Spreng.
Zweiter Vizepräsident, Charles Seideneck.
Prot. Sekretär, Henry Schönemann.
Finanz-Sekretär, Lorenz Fuchs.
Schatzmeister, Magnus Wolf.
Bundesvertreter, Emanuel Schillo.

Hermann Schmidt, das älteste Mitglied des Pittsburg Sängerbezirks, wurde zum Ehrenmitglied erwählt. Eine begeisterte Debatte entspann sich betreffs Beisteuer zum deutschen Hülfsfond. Die Versammlung beschloß, fünfzig Dollars aus der Bezirkskasse beizusteuern und gleichzeitig einen Aufruf an die sämmtlichen Gesangvereine des Bezirks betreffs Kollektionen oder Anweisungen an die Vereinskasse im „Volksblatt und Freiheits-Freund" zu veröffentlichen. In dieser Versammlung war auch die Gesangsektion des Distrikts 24 des Deutschen Unterstützungs-Bundes von New Kensington zum Besuch anwesend. Die Sänger sangen unter Leitung von Arno Wenk ihre schönsten Lieder. Die nächste Versammlung wird am dritten Sonntag im November in der Halle des Hill Top Männerchors stattfinden.

Eugen Niederegger gestorben.

Eugen Niederegger, einer der bekanntesten Deutschen von Chicago, ist im Alter von 63 Jahren gestorben. Herr Niederegger, Ehrenpräsident und bis zur letzten Wahl seit langen Jahren Präsident des Schwabenvereins,



Eugen Niederegger.

hatte auf dem Cannstatter Volksfest einen Blutsturz erlitten, von dem er sich nicht wieder erholen sollte.

Herr Niederegger war seit Jahren eine der markantesten Persönlichkeiten im deutschen Leben Chicagos, und stand an der Spitze oder in der Mitgliedschaft zahlreicher deutschen Vereinigungen. Er war Präsident des „Senefelder Liederkranz", Mitglied der Bundesbehörde des Nordamerikanischen Sängerbundes, Mitglied des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes, der Mithraloge des Freimaurer-Ordens, des deutschen Kriegervereins, der Turngemeinde, des Vereins Deutsche Presse Chicago, der Vereinigten Männerchöre und anderer Vereinigungen.

In Ulm an der Donau erblickte Eugen Niederegger am 20. September 1851 das Licht der Welt, besuchte in seiner Vaterstadt Gymnasium und Handelsschule, worauf er in ein Seiden- und Manufakturwaaren-Geschäft eintrat. Nach Ablauf seiner einjährigen Militärzeit gründete er in Heidenheim an der Brenz ein Spezerei- und Eisenwaaren-Geschäft, das er aber aufgab, um nach Amerika auszuwandern.

Im Jahre 1881 kam er nach Chicago. Zuerst mußte er schwer ringen, fand aber am 1. Febr. 1882 Anstellung als Buchhalter in der Weingroßhandlung von John Pfeifer. Bald wurde er Geschäftsführer und verblieb bis 1887. In jenem Jahre gründete er mit Herrn Wilhelm Thomas das Wein- und Spirituosengeschäft, welches, zuerst an North Avenue, noch jetzt an Lake Straße blüht.

Teutonia Männerchor, Pittsburg.

Der „Teutonia Männerchor" von Pittsburg wird anfangs November dieses Jahres das 60-jährige Jubiläum seiner Gründung feiern. Diese Feier, welche in würdiger Weise begangen werden soll, wird sich auf zwei Tage erstrecken. Am ersten Festtage wird ein großes Konzert gegeben werden und am zweiten Festtage ein Bankett mit nachfolgendem Ball stattfinden. Der „Teutonen"-Präsident Ferdinand Oehler hat den Festausschuß bereits ernannt, dessen Organisirung in nächster Woche erfolgen soll.

„Harmonie" von Cleveland.

In der Versammlung am 11. August wurde Herr Adolf Singuf einstimmig zum Dirigenten erwählt. Es wurde beschlossen, eine Sammlung für das „Rothe Kreuz zum Besten der deutschen Krieger zu veranstalten.

Merkwürdig.

„Nimm mir's nicht übel, Marie, ich finde, Dein Schatz ist noch ein recht grüner Junge."
„Wie so denn?"
„Er erröthet so leicht."

Aus dem Bezirk Indiana.

Die Beamten des Indiana-Bezirkes des Nordamerikanischen Sängerbundes hielten gelegentlich ihrer Anwesenheit beim Louisviller Sängerfeste eine Versammlung ab. Unter anderem wurde beschlossen, am zweiten Sonntag im Oktober ds. Jrs. in Logansport, Indiana, eine Bezirkssitzung abzuhalten. Zu dieser Versammlung werden alle im Bereiche des Indianabezirkes stehenden Vereine eingeladen werden, sich zu betheiligen. Der frühere Indiana-Sängerbund trat vor etlichen Jahren dem Nordamerikanischen Sängerbund in corpore bei und bildet nun den Indianabezirk des Bundes. In dem Bereiche des Bezirkes sind viele Städte wie Hammond, South Bend, Michigan City, Peru, Lafayette, Brazil, Terre Haute, Logansport, Evansville, Richmond, Indanapolis und Fort Wayne. Die Bezirke des Nordamerikanischen Sängerbundes wurden gegründet, um die Interessen und Zwecke des Bundes zu fördern und es den Städten, welche keine großen Bundes-Sängerfeste übernehmen können, zu ermöglichen, Bezirksfängerfeste abzuhalten.

Da nun in der letzten Bundessitzung keine Stadt das Bundessängerfest übernommen hat, so ist die Abhaltung von Bezirkssängerfesten sehr geboten; diese finden dann gewöhnlich am Sonntag und Montag statt. Die Entfernungen zu der Feststadt sind nicht zu weit und demgemäß die Fahrpreise keine zu hohen.

Bezirkssängerfeste sind in Uebereinstimmung mit der Bundes-Konstitution abzuhalten und stehen unter der Aufsicht der Bundesbehörde. Die Fort Wayner Vereine: Concordia, Kreis Stolzenau und Saxonia sind Mitglieder des Nordamerikanischen Sängerbundes.

Die Beamten des Indiana-Sängerbezirks sind: Paul Richter, Präsident; Louis Rippe, Vize-Präsident; Ferd. Berthel, Sekretär; Richard Müller, Schatzmeister, alle in Fort Wayne, sowie die Herren: Fritz Kipple von Terre Haute und Franz Bauer von Logansport, Direktoren.

Berathungen über den Besuch in Los Angeles im nächsten Jahre.

Die Chicagoer Vorstandsmitglieder der beiden großen Sängerverbände, des Nordamerikanischen Sängerbundes und des Nordwestlichen Sängerbundes, traten kürzlich zu einer informellen Berathung zusammen. Auch der Präsident des Nordamerikanischen Sängerbundes, Charles G. Schmidt aus Cincinnati, war anwesend, welcher seinen Sangesbrüdern eine Einladung aus Los Angeles in Californien überbrachte, wo in den Tagen vom 29. Juli bis zum 1. August des nächsten Jahres, im Anschlusse an das Sängerfest in Denver und an die Panama Ausstellung in San Francisco, das erste Groß-Pazifische Sängerfest abgehalten werden soll. An der Spitze des Festausschusses steht übrigens ein wohlbekannter früherer Chicagoer, Charles Richter.

Die Chicagoer Sänger haben sich schon früher mit der Idee befaßt, das Fest im fernen Westen zu besuchen, und da die Bedingungen, welche die Herren in der Engelstadt stellen, überaus günstig sind, so steht man auch jetzt dem Plane noch sehr freundlich gegenüber. Thatsache ist, daß sich vom Nordwestlichen Sängerbund an 50, vom Nordamerikanischen etwa 100 Sänger bereit erklärt hatten, das Fest mitzumachen, sich auch, vielleicht zu einem besonderen Vereine zusammengeschlossen, am Preissingen zu betheiligen. Aber, wie Präsident Theodor G. Behrens vom Nordwestlichen Sängerbunde bemerkte, es hat sich in den letzten Wochen die Sachlage durch den Krieg verändert. Man müsse, so meinte er, in erster Linie daran denken, den Verwundeten und Nothleidenden in der alten Heimat erst jede erdenkliche Hilfe zu leisten, ehe man an die großen Ausgaben, welche mit einer so weiten Reise, die immerhin drei Wochen in Anspruch nehmen würde, denken könne. Und die anderen Anwesenden, Jakob Spohn, Fritz Nebel, Wilhelm Arens, Justus Emme und Martin Flucke, stimmten ihm darin vollständig bei. Immerhin ist man aber der Idee noch vollständig freundlich gesinnt, und es soll versucht werden, in den Vereinen dafür Stimmung zu machen. Die Anmeldungen brauchen erst bis zum 1. April nächsten Jahres gemacht zu werden, und es läßt sich hoffen, daß bis dahin wieder Frieden in der Welt herrschen wird.



Humoristisches.

Gute Aussichten.

Ein junger Künstler, soeben frisch ausgebildet zum Opernsänger, hatte das Glück, von einem Impresario für eine große Tournee durch Südamerika angeworben zu werden. Die Brust von unbeschreiblichem Hochgefühl geschwellt, bestieg er in H a m b u r g den Ozeandampfer, auf dem der Impresario mit ihm nach dem fernen Erdtheil fahren wollte. Als er sich am nächsten Morgen seine Reisegesellschaft beschaute, entdeckte er zu seiner nicht geringen Freude und Verwunderung einen seiner Studiengenossen, Heldentenor wie er.

„Wie kommst du denn hierher? Wohin gedenkst du zu reisen? begrüßten sich beide gleichzeitig. Und fast ebenso gleichlautend war beider Antwort: „Ich bin für eine Operngesellschaft nach Südamerika engagiert worden."

„Mein Impresario fährt ebenfalls auf diesem Schiffe."

„Der meine auch."

In Zeit von fünf Minuten wußten beide, daß sie von demselben Manne für dieselbe Operngesellschaft verpflichtet waren. „Was bezweckt der Mann damit, für die Rolle des ersten Tenors zwei Vertreter anzustellen?" hieß es nun.

„Entschuldigen Sie", redete da ein Herr sie an, der in Hörweite gestanden und ihr Gespräch aufgefangen hatte. „Sie haben mich und zwei andere Kollegen zu Leidensgenossen. Auch wir drei sind für dasselbe Rollenfach von demselben Manne für dieselbe Truppe engagiert worden, wie wir zu unserer Bestürzung entdeckt haben. Was hat der Mensch nun mit uns fünf ersten Tenören vor?"

Die fünf Leidensgenossen machten sich miteinander bekannt und erörterten gemeinsam die große Frage, ohne sie doch lösen zu können. Gemeinsam suchten alle schließlich den Impresario auf, ihm ihre Entdeckung und dadurch hervorgerufene Verlegenheit zu unterbreiten.

Wenn sie aber geglaubt hatten, ihn dadurch in Verlegenheit zu bringen, so irrten sie sich.

„Meine Herren", entgegnete er kaltblütig, „machen Sie sich darum keine Sorge. Ich bin ein alter, gewiegter Impresario und weiß, was ich thue. Ich werde Sie alle fünf nur zu gut gebrauchen. Wenn Sie das Klima von Südamerika so genau kennten wie ich, so würden Sie sich das selbst sagen. Wir werden kaum drüben sein, so werden drei oder gar vier von Ihnen am gelben Fieber erkranken. Ich werde mit all meinen ersten Tenorrollen von dem letzten abhängig sein, der übrigbleibt. Die Erfahrung hat mich gelehrt, bei Tourneen in tropischen Klimaten mit solchen Zufälligkeiten zu rechnen. Und nun überlegen Sie sich einmal, welche glänzenden künstlerischen Aussichten sich unter diesen Umständen dem Tropenfestesten unter Ihnen eröffnen! — Ich empfehle mich Ihnen, meine Herren!"

Damit zog er sich in seine Kabine zurück.

Der letzte Krug.

D i e n s t m ä d c h e n (in der Stammkneipe ihres Herrn): „Jetzt schickt mich die gnädige zum zweiten Male; wird denn der Herr Rechnungsrath nicht bald kommen?"

K e l l n e r i n: „Jawohl, Fräulein, er hat soeben den letzten Keug bestellt; da trinkt er höchstens noch zwei bis drei."